Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **48 (1952)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

neunzeilige Strophe ist deutlich in zwei Teile gegliedert. Der vierzeilige Auftakt ist in der Handschrift stets durch Punkt abgeschlossen. Er besteht aus drei vierhebigen Zeilen und einer dreihebigen, wobei die dritte Mittelreim aufweist und durch diesen mit der vierten verbunden ist. Dieses gleiche Kunstmittel ist im Abgesang wiederholt: die drei letzten Zeilen sind durch Reim verbunden, der in der siebenten zugleich als Mittelreim auftritt. Die neunte Zeile ist ein Echo der ersten zwei Füsse von Vers sieben. Als Strophenschema schwebte dem Dichter offenbar folgendes vor: Aufgesang 4a 4a 4b–b 3b Abgesang 4c 4c 4d–d 4d 2d. Dieses Schema ist in der uns überlieferten Handschrift an einigen Stellen durchbrochen. In II 3 ruht der Mittelreim nur auf Assonanz; IV 4 ist Waise. Versmässig aus der Reihe fallen III 1 und II 8. Die letzten drei Verse von III scheinen verdorben: Vers 7 wiederholt den gleichen Vers der zweiten Strophe; Vers 8 reimt nicht, aber wenn wir dem Vorbild der zweiten Strophe folgen, so wäre *zu sein* an den Anfang der Zeile zu stellen, was immerhin den Reim herstellen würde. Die sentimentalen Klänge von *geltt wärest du daheim* stören. Falls III 7 als echt angesehen werden darf, so wäre eine Wiederholung von *bei winters zeit* zu erwarten. Die Schlussklänge jeder Strophe: Flandern – Winterszeit – Frankreich könnten so gleichsam als Leitgedanken des ganzen Lieds gelten.

Metrisch gilt das akzentuierende System mit der mittelalterlichen und volksliedmässigen Freiheit der Unterdrückung der Senkungen oder deren Erweiterung auf zwei oder drei Silben.

Ein Kunstwerk erwartet man von den Reisläufern des 18. Jahrhunderts nicht. Gedanklich und künstlerisch recht bescheiden, gibt uns dieses Liedchen doch eine Vorstellung von dem Singen dieser vergessenen Streiter im Spiel selbstherrlicher Könige.

Bücherbesprechungen - Comptes-rendus de livres

Gustav Ränk, Das System der Raumeinteilung in den Behausungen der nordeurasischen Völker, Bd. 1 und 2, Stockholm 1949 und 1952, erschienen als Bd. 2 und 3 der «Skrifter utgivna av Institutet för Folklivsforskning».

Der Verfasser, einst Professor in Tartu (Dorpat), hat Manuskript und Materialien seines Werkes auf der Flucht wenigstens teilweise nach Stockholm retten können, wo ihm am Volksforschungsinstitut von Prof. Erixon die Vollendung der grossangelegten Arbeit ermöglicht wurde. Nicht allein der Einblick in das für die vergleichende Volksforschung so wichtige Gebiet Osteuropas und Nordeurasiens, dessen Quellen für uns nun verschlossen sind, macht den Wert des Buches aus, sondern noch mehr seine grundsätzliche Bedeutung.

Es ist hier ein wegweisendes Beispiel der funktionalistischen Untersuchungsweise gegeben, welche die Hausforschung über eine einseitig technische, historische oder geographische Betrachtung hinaus für die Volkskunde fruchtbar macht, ja sie überhaupt erst zur Volkskunde macht. Für Ränk ist das Problem der Raumordnung im Hause «keineswegs nur ein bauliches, vielmehr gleichzeitig ein ökonomisches, soziologisches und religiöses» (S. 10).

Wenn uns also der Verfasser im 1. Band seines Werkes, von Plänen und Abbildungen unterstützt, eine Übersicht über die vorkommenden Grundrisse und Raumordnungen der Bauernhäuser des nördlichen Osteuropa gibt, so entsteht daraus nicht eine der üblichen räumlichen Typologien mit irgendwelchen ethnischen Zuweisungen. Vielmehr wird als eine der wesentlichen und über alle landschaftlichen Abweichungen hinweggehenden Bestimmungen der Raumordnung die Kultecke herausgearbeitet, die meist gegenüber der Türe und schräg gegenüber dem Ofen liegt, die entweder nur noch die abgeblasste Bedeutung des Ehrenplatzes am Familientisch hat oder in lutherischen Gebieten durch das Bücherbrett mit der Bibel ausgezeichnet ist, während in römischkatholischen Gegenden das Kruzifix, in orthodoxen aber die Ikone dort ihren Platz haben. Wenn nun diese Hinterecke, die in den Opferhütten der Wotjaken und Tscheremissen unverhüllt als Opferplatz fassbar ist, bei den Russen dem durch die Ikone christlich verbrämten Hausgeisterdienst geweiht ist (S. 95 ff.), so erinnern uns die dabei üblichen Bewirtungen der Geister durchaus an jene urnerischen Erzählungen, in denen das Heiligenbild in der «Herrgottsschrote» (im Herrgottswinkel) mit Rahm gefüttert wird (vgl. J. Müller, Sagen aus Uri, Bd. 2, Nr. 905). Ränk hat der «Heiligen Hinterecke im Hauskult der Völker Nordosteuropas und Nordasiens» eine besondere Abhandlung gewidmet in FFC Nr. 137, Helsinki 1949.

Im zweiten Band seines Werkes greift der Verfasser weit in den nord- und ostasiatischen Raum aus und bis in die vorgeschichtlichen Kulturen zurück, um gewisse Hauptfunktionen der Raumgestaltung menschlicher Behausung zu erhellen, so neben der religiösen Orientierung vor allem die Teilung des Wohnraumes nach Geschlechtern und Generationen, nach Ehrenplätzen und minder geschätzten Plätzen, nach Haushaltsteilen und Repräsentationsteilen. Diese funktionalen Verhältnisse sind besonders klar in der symmetrischen Raumordnung der konischen Stangenzelte Nordeurasiens, nicht ganz so deutlich in den hirtennomadischen Jurten (S. 149 ff.).

Der Exkurs in den asiatischen Raum ist zunächst an sich interessant durch die Probleme und Klärungen, welche er bringt für die Beziehung der paläoasiatischen und zirkumpolaren Wohn- und Sozialverhältnisse etwa der Eisjagdkultur und der späteren Schneeschuhkultur (nach Birket-Smith), zu den Kulturen der asiatischen Hirtennomaden. Durch diese gehen Wirkungen über den nordeurasischen Raum hinaus etwa auf das (hirtennomadisch bestimmte?) chinesische Hof- und Tischzeremoniell und auf das anderer orientalischer Herrscherhäuser, so der babylonischen und assyrischen. Auch die Tiefengliederung des salomonischen Tempels bis zum innersten und tabuierten Allerheiligsten wird vom Verfasser (S. 161) als funktionale und wohl auch genetische Entsprechung aufgefasst zu den auf die Kultecke orientierten Nomadenzelten, welche in den älteren Tempelzelten ihre Entsprechung hatten. Hier ergibt sich auch ein kurzer Ausblick auf die Raumorientierung der christlichen Kirchenbauten, so wie ja zweifellos überall zwischen dem Haus der Gottheit und den archaischen Profanbauten Beziehungen bestehen.

Für uns wird das Buch von Ränk zur Anregung und zum Ansporn, wo er im letzten Teil zu den nordgermanisch-skandinavischen Parallelen zurückkehrt, und wo es uns überlassen bleibt, den Vergleich mit unseren mittel- oder westeuropäischen

Gegebenheiten zu ziehen.

Da ist z.B. das wichtige funktionale Prinzip der Trennung in eine Männer- und eine Frauenseite, das in der Sozial- und Familienordnung begründet ist. In den hirtennomadischen Zelten kommt es in strengen Tabuvorschriften zum Ausdruck (S. 96ff.), aber auch in südschwedischen Stuben findet es in der Unterscheidung der Frauen- und Männerbänke (S. 184) seinen Ausdruck. Das erinnert uns sofort an den Vorstuhl, die lose Bank vor dem Tisch, welche im Bernbiet (vgl. Gotthelfs «Elsi die seltsame Magd») den Frauen in Rangordnung vorbehalten ist, während hinter dem Tisch die Männer sitzen. In diesem Zusammenhang wären auch die vorwiegend den Frauen vorbehaltenen Räume, wie etwa die Küche und der Speicher zu betrachten.

Ein weiteres Problem der Raumordnung und der Raumwertung ist der Ehrenplatz des Hausherrn und der Hausfrau, sowie des Gastes. Der dreifachen Tiefengliederung nomadischer Behausungen von der alltäglichen Türpartie bis zum Ehren- und Kultraum im Hintergrund, wo gelegentlich eine rituelle Hintertür sich findet (S. 150), hat ihre Entsprechung wiederum in südschwedischen Bauernstuben mit ihrer durch die beiden Kronstangen (S. 177) bestimmten Dreigliederung in einen «untersten Teil der Stube» bei der Tür und beim Ofen, dem Bettler- oder Armenplatz (S. 181), sowie der Hauswirtschafts- und Frauenecke, während im hintersten Raum der Stube hinter dem grossen, nur bei Festlichkeiten benutzten Esstisch auf der «Giebelbank» sich der Ehrenplatz der Stube befindet. Das von Sigurd Erixon in seinem Standardwerk der skandinavischen Hausforschung («Svensk byggnadskultur, Stockholm 1947) herausgearbeitete Diagonalsystem der Stube gilt weitgehend auch für unsere Gegenden, indem dem Stubenofen bei der Türe der Familientisch mit dem «Kultwinkel» schräg gegenüberliegt. Auch bei uns ist der Ofenwinkel mit der in die Schlafkammer führenden Ofentreppe sozusagen Intimsphäre, während man den Gast, den man in der Stube nocheinmal ausdrücklich willkommen heisst (vgl. Atlas der schweiz. Vk.: Karte I, 4), zum Stubentisch führt und ihm einen Sessel, nicht die Bank, zum Sitzen anbietet.

Ränk weist mit Recht darauf hin, welche Revolution der Raumordnung durch die Verschiebung des Feuers aus der Raummitte, wie es im Island der Sagazeit noch selbstverständlich ist, nach einer Wand oder Ecke hin hervorgerufen wird. In unsern mitteleuropäischen Verhältnissen haben wir ferner das Stubenproblem mit dem rauchlosen Heizofen (der nicht wie in Osteuropa Kochofen ist) zu beachten. Dadurch wurde die Haushalts- und Frauensphäre in die Küche, also in einen anderen Raum ausgeschieden, und es stand die Entwicklung der Stube zum spezialisierten Wohn- und Kulturraum bis zum funktionsarmen, nur noch der ständischen Repräsentation dienenden höfisch-bürgerlichen «Salon» offen.

Anderseits zeigen uns die osteuropäischen Verhältnisse noch deutliche Reste der umfassenden Funktion des Wohnraumes, welche unsere alpinen Stuben undeutlicher und seltener bewahrt haben. So hat auch bei uns die Stube teilweise noch die Bedeutung des Schlafraumes, wenigstens für Kranke, Alte, Wöchnerinnen, Kleinkinder und – Tote, die im Engadin z.B. und in andern Gegenden Graubündens in der Stube aufgebahrt werden. Hier mag auch daran erinnert werden, dass auch das Seelenfenster, welches in Graubünden zuerst von Stoffel («Das Hochtal Avers»), festgestellt wurde, sich vielfach in der Stube befindet. Das ganze Problem müsste im Zusammenhang mit der Leichentür und der Kulttür, für die sich bei Ränk interessantes Material findet, untersucht werden.

Zur Totalfunktion der Stube gehört auch die Tierhaltung in der Stube, wovon die schwedische «Kälberbank» ein Relikt ist. Dem Hühnerverschlag aus Ingerman-

land (Bd. I, Abb. 11) aber entspricht durchaus die bündnerische «Hennechebja» (Hennenkäfig), die in St. Antönien im Prätigau in einzelnen Häusern in den letzten Jahren noch vorhanden war.

Die Anregung des weitausgreifenden und gedankenreichen Buches, das ein erneutes Zeugnis der Lebendigkeit «nordischer Ethnologie» ist, geht so bis in die Einzelheiten, die aber durch die vergleichende Methode und vor allem durch die funktionalistische Betrachtungsweise aus ihrer Vereinzelung und Zufälligkeit herausgelöst sind. Richard Weiss.

Wilhelm Schmülling, Hausinschriften in Westfalen und ihre Abhängigkeit vom Baugefüge. Münster i. Westfalen, Aschendorff, 1951. 188 S.; Abb. (Schriften der Volkskundlichen Kommission im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde, 9).

Im Vorwort erklärt der Verfasser ganz richtig, dass «die Inschrift zusammen mit dem inschriftentragenden Haus betrachtet» werden muss. Über die bisher übliche Art der Hausinschriftensammlungen, die entweder regional oder inhaltlich gebunden waren und deshalb niemals die Problemstellung zu lösen imstande waren, hinausgehend, versucht der Autor, die Entwicklungsgeschichte des Inschriftenwesens in Westfalen zu klären.

In seiner ausserordentlich ausführlichen Arbeit, begleitet von sehr guten Textillustrationen (die einzig da und dort aus Platzgründen etwas zu eng kombiniert werden mussten) und mehreren Übersichtskarten, hat der Verfasser ein reiches und vielseitiges Tatsachenmaterial zusammengetragen.

Es gelingt ihm, den Nachweis zu erbringen, dass die ursprünglich im westlichen Münsterland verbreitete Fachwerkbauweise mit Ankerbalkenzimmerung und einem weit herabgezogenen Walmdach keine günstigen Voraussetzungen für das Anbringen von Hausinschriften schuf. Erst die kulturell und wirtschaftlich bedeutende Weiterentwicklung zum Dachbalkengefüge, beginnend im 15. und vor allem im 16. Jahrhundert, bot endlich die Möglichkeit, an präsentierenden Stellen des Hauses (Torbalken, Stockwerkschwelle) Sprüche und Inschriften anzubringen. Diese Entwicklung war eine Folge des Fortschrittes der bürgerlichen Wohnkultur des 14. und 15. Jahrhunderts in den westdeutschen Städten. Der Verfasser weist nach, dass es das Bürgertum und die Handwerker oder ost- und westfälischen Städte waren, welche an ihren Fachwerkbauten aus Raumnot und wirtschaftlichen Gründen das Dachbalkengefüge schufen, und erst später aus religiösen, gesellschaftlichen und ästhetischen Motiven die Hausinschriften hinzufügten. Neben der technischen Voraussetzung dürfen natürlich die zeitbedingten kulturellen Grundlagen (hochstufige Gemeinschaftskultur, spezialisierter Handwerkerstand, religiöse Verbundenheit, Auftrieb durch die «Spruchfreudigkeit» der Reformation) nicht übersehen werden, ohne welche es wohl kaum zu dieser charakteristischen Äusserung selbstbewussten Bürgertums gekommen wäre.

Anhand der datierten Bauten weist der Verfasser nach, dass das Inschriftenwesen zuerst im Oberweser-Gebiet seine volle Ausbildung erfahren hat und erst dann sehr stark nach Norden und später auch nach Westen einwirkte. Die entsprechende Entwicklung der Hausinschriften im Bereich von Braunschweig-Halberstadt scheint unabhängig davon begonnen zu haben. Erst in der Blütezeit des verzierten Fachwerkbaues im 16. Jahrhundert wanderten Hausinschriften und Schmuckformen hin und her.

Einige der häufigsten Sprüche oberweserischer Herkunft geben dem Verfasser die Möglichkeit, nachzuweisen, dass der grösste Teil Niederdeutschlands sein Inschriftengut der schöpferischen Kraft der führenden Bauernlandschaft Westfalens ver-

dankt. Eine kritische Untersuchung dieses Gedankens wäre sicher sehr wertvoll, besonders wenn wir daran denken, dass dieselben Sprüche in verschiedenen Gegenden der Schweiz weit verbreitet sind. M. Gschwend

Waldemar Liungman, Sveriges samtliga folksagor i ord och bild. III: Varifrån kommer våra sagor? Utkast till de svenska folksagornas uppkomst- och utbredningshistoria jämte Översiktstablå över förefintliga varianter i svenska arkiv och svenskt tryck. Djursholm, Förlagsaktiebolaget Vald Litteratur, 1952. XV, 539 S. Lex. 8°. Preis in Leder geb. schwed. Kronen 165.–.

Dies ist der dritte Band des in SAVk 46 (1949/50) 113 besprochenen hochwichtigen Werkes. Er enthält nicht (wie die beiden vorhergehenden Bände) Märchenaufzeichnungen, sondern wissenschaftliche Kommentare über alle in Schweden vorkommenden Märchentypen: kurze Inhaltsangabe, Verbreitung in Raum und Zeit, etwaige bisherige Forschungsresultate. Alle Kommentare machen einen sehr sorgfältigen Eindruck. Auf S. 419–453 folgt ein «Quellenverzeichnis» – nach den Märchentypen geordnete kurze, aber sehr dankenswerte Angaben über die wichtigste wissenschaftliche Literatur.

Am wertvollsten ist aber der Schlussteil des Bandes (S. 455–537): dies ist das von allen Märchenforschern längst ersehnte Register aller bisher bekannten reichsschwedischen Märchenaufzeichnungen (einerlei ob gedruckt oder ungedruckt). Während das finnlandschwedische Märchenmaterial dank dem Hackmanschen Katalog (FF Communications 6, 1911) und den Publikationen der Schwedischen Literaturgesellschaft in Helsingfors verhältnismässig leicht zugänglich war, fehlte eine Übersicht über die reichsschwedischen Märchen vollständig – was um so bedauerlicher war, als das handschriftliche Material sich in 12 verschiedenen Sammlungen in Stockholm, Gothenburg, Lund, Uppsala und Härnösand verstreut fand. Darin ist durch das vorliegende Buch ein vollständiger Umschwung eingetreten; wie gross er ist, kann man daraus ersehen, dass z.B. ich in meiner Monographie über «Kaiser und Abt» (1923) nur 10 reichsschwedische mündliche Varianten dieses Schwanks aufzählte (2 handschriftliche und 8 gedruckte) – Liungman registriert 55 Varianten (40 handschriftliche und 15 gedruckte); in der Monographie über den Schwank vom alten Hildebrand (1931) habe ich zu meinem grossen Bedauern nur eine handschriftliche und eine gedruckte reichssschwedische Variante anführen können – Liungman kennt 5 handschriftliche und 4 gedruckte Varianten!

Das einzige, was ich an dem vorliegenden Bande auszusetzen habe, ist der hohe Preis: in Leder gebunden 165 schwedische Kronen! Auch für die ersten zwei Bände (die erstaunlicherweise 1951 schon in zweiter Auflage erschienen sind) ist der Preis von zusammen 50 schwedischen Kronen auf zusammen 290 Kronen gestiegen. «Wer kann das bezahlen – Wer hat so viel Geld?» Walter Anderson, Kiel.

Hanns Koren, Volkskunde in der Gegenwart. Graz, Styria Steirische Verlagsanstalt, 1952. 99 S. — Sh. 18.30.

Korens neues Buch ist eine Programmschrift; es rückt in die Nähe dessen, was man als Glaubensbekenntnis mit der daraus sich ergebenden sittlichen Verpflichtung bezeichnen möchte. Es ist vielleicht nicht ganz abwegig, in diesem Zusammenhang an die im Jahre 1946 erschienene Schrift V. v. Gerambs «Um Österreichs Volkskultur» zu erinnern, da Geramb Korens Lehrer und Vorgänger als Leiter des Steirischen Volkskundemuseums war. Durch die ganz betonte Titelstellung wird Korens Arbeit zu einer Art Ergänzung der «Geschichte der österreichischen Volkskunde» von Leopold Schmidt. Besonders aufschlussreich ist ein Gegenüberstellen der kleinen Schrift von

H. Frenay-Cid «Nouveau Folkklore», die auf Behandlungsgebiete aufmerksam macht, mit Korens Schrift, die aus einem Wissenschaftsethos heraus um Klärung und Planung sich bemüht. Damit entrückt sie auch mehr oder weniger – wenigstens in ihrem letzten Drittel –, wie jedes Glaubensbekenntnis, einer kritischen Stellungnahme. Andrerseits möchten wir sie aber dringend jedem Volkskundler empfehlen, der zu einer Gegenwartsvolkskunde oder (und?) einer pädagogisch wirkenden Volkskunde sich hingezogen fühlt.

Wir wollen hier nur kurz auf einige Punkte wenigstens hinweisen. In einem ersten Abschnitt behandelt Koren das Forschungsziel der Volkskunde; er gibt zunächst eine kurze, kritische Betrachtung der Definitionen, im grossen und ganzen von österreichischen Autoren her gesehen. Er möchte die Volkskunde «als Addition aus Volkslied + Volkskunst + Brauch + Haus- und Trachtenforschung» (S. 26) von innen her überwinden durch die Kenntnis des sozialen Aufbaues des Volkslebens. Zu dieser Kenntnis sollen ihm die «Gemeinschaften» und deren Vorstufe, die «Gruppierung», den Weg bereiten. «In der Zusammenordnung und dem Zusammenspiel von „Gemeinschaft" und „Mittel" verwirklicht sich das „Volksleben". Dieses ist der Hauptgegenstand der Volkskunde» (S. 33). Es ergibt sich dann für Koren die folgende Definition (S. 37): «Wir sprechen darum die Volkskunde an als Wissenschaft vom Menschen, soweit er in überlieferten (volkstümlichen) Gemeinschaften lebt oder sonstwie an der Überlieferung unpersönlicher kultureller Lebensformen teilhat». – Der folgende Abschnitt stellt in einer ganz hervorragend klaren und eindrücklichen, knappen Schilderung den Aufbau des Volkslebens dar: die Gemeinschaften auf der bäuerlichen Stufe (Haus; Hausgemeinde und Dorfgemeinde) und diejenigen der Bürger und Handwerker, in Markt und Stadt; daran schliesst sich an, für unsere Zeit, die Volkskunde des modernen Arbeiterstandes, dessen Äusserungen des kulturellen Lebens auf ihre Gemeinschaftsgebundenheit hin angesehen werden müssen.

Der letzte Abschnitt führt hin zu den Forderungen, zur Anwendung volkskundlicher Erkenntnisse. Koren fordert eine «angewandte» Volkskunde, ein Mitarbeiten innerhalb der modernen Gemeinschaften, nicht im Sinne – wie er sich ausdrückt – einer restitutio in integrum, sondern die «kleinen Sitten», die die Anlage zur Verbindlichkeit in sich tragen, sollten wieder gepflegt werden; denn nach dem «Gesetz der Entfaltung» muss der Weg zur Neuordnung der Gemeinschaften von der Familie ausgehen, damit dann das Höchste erreicht werden kann (S. 81): «Der im Staat nur organisierten und darum in ihren Lebenskräften nicht entfalteten, den Einzelmenschen in seinen Anlagen verkümmernden „*Bevölkerung*" stellen wir das gesunde, organisch gefügte Volk als verlorenes und wiederzugewinnendes Ideal gegenüber». Wildhaber

Ernst Burgstaller, Das Fragewerk zu den volkskundlichen Karten. Durchführungsbericht zum ersten Fragebogen. (= Veröffentlichungen zum Oberösterreichischen Heimatatlas. Hrsg. vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich. I). Linz 1952. 64 S. 5 Karten und Belegorteverzeichnis. 4°.

In die Reihe der Atlantenwerke beginnt nun auch der Oberösterreichische Heimatatlas einzutreten, dessen Darstellung der Volkskunde von E. Burgstaller übernommen wurde, der sich durch seine früheren Arbeiten für die neue Aufgabe vorzüglich ausgewiesen hat. Im vorliegenden «Durchführungsbericht zum ersten Fragebogen» erhalten wir einen verdankenswerten Überblick über die einführenden Fragen und deren Lösungen. Es wurde das Korrespondenzverfahren gewählt; die Fragebogen erhielten alle Lehrer und Schulen zugeschickt. Damit ist ein sehr dichtes Netz der Belegorte entstanden, viel dichter als dasjenige der ehemaligen Landesstelle Oberösterreich

des Atlas der Deutschen Volkskunde; andrerseits gestatten die jener Stelle in den Jahren 1930–1938 eingesandten Antworten eine aufschlussreiche Verlgeichsmöglichkeit zu den jetzigen Antworten. Es folgen die Angaben über die Belegorte, die Bearbeiter und die Gewährsleute; dann wird auch die Qualität der beantworteten Fragen mit Prädikaten bewertet, was vermutlich als Ansporn für die Beantwortung weiterer Fragebogen gemeint ist. Von unseren schweizerischen Verhältnissen aus gesehen ist höchst interessant die Zusammenstellung über die Dauer der Ortsansässigkeit der Bearbeiter: die meisten sind weniger als sechs Dienstjahre am Ort; es zeigt sich also die tiefgreifende Wandlung seit den Umbruchsjahren 1945/46. – Allbekannt sind die Klagen über das verschwindende Brauchtum, die mit Briefzitaten belegt sind; es kommt doch stark eine romantisierende Gefühlsschwärmerei darin zur Geltung, die mit der künstlichen Aufpäppelung verschwundener Bräuche (wie wir sie auch aus der Schweiz kennen) vieles gemeinsam hat.

Wichtig und vielversprechend scheint die Frage der «Kulturgrenzen» zu werden; denn auch in Oberösterreich findet sich eine solche sehr ausgeprägt: der östliche Grenzsaum des Landes zwischen den Flüssen Traun und Enns. – Ebenfalls verdient ein weiterer Punkt Erwähnung: da die sprachlichen und konfessionellen Verhältnisse beinahe einheitlich sind, erübrigt sich eine Oleate als Beigabe; hingegen wird in Zukunft eine Oleate mit den Eintragungen der geologischen Verhältnisse beigelegt, da diese sich für das Verständnis der Verbreitung vieler Arbeitsgeräte und Arbeitsbräuche als besonders aufschlussreich erweist.

Die beigegebenen Karten sind im Masstab 1:1000000. Sie befolgen das Punktsystem; abgelehnt werden die Flächenkarten des «geographischen Journalismus» und die sog. «dialektischen» Karten. Wir erhalten Angaben über weitere österreichische Kartenwerke: geplante und in Vorbereitung und Ausführung begriffene. Burgstaller hofft, mit seinem Atlaswerk einen entscheidenden und fördernden Beitrag zum zukünftigen Europäischen Volkskunde-Atlas zu bieten.

Zum Schluss wird die Behandlung zweier Fragen oder Fragengruppen mit ihren Karten, Abbildungen und dem Kommentar dazu vorgeführt. Es wird in verdankenswerter Weise auch Bezug genommen auf die Vergleichsfragen aus den deutschen, schweizerischen, schwedischen und holländischen Atlaswerken. Die beiden dargestellten Karten behandeln: 1. Feuerräder im oberösterreichischen Jahresbrauchtum, 2. Radmähen und Habergeissaufstellen; Rügebrauchtum bei der Ernte. Auf beiden Karten wird ein ganz erstaunlicher Reichtum an Belegen ausgebreitet, der weit über die bis jetzt bekannten Belegorte hinausgeht, und so für künftige Karten noch eine reiche Ausbeute erwarten und erhoffen lässt. Wildhaber

Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1951. Festschrift für *J. M. Ritz*. Hrsg. von *Torsten Gebhard* und *Hans Moser*. Regensburg, Josef Habbel, 1951. 200 S.; 53 Abb. 4°.

Wir hatten bereits Gelegenheit, auf diese prächtige Festschrift hinzuweisen[1], die Zeugnis ablegt vom weiten Schaffens- und Interessenkreis des Gefeierten, aber auch von der Verehrung, die ihm entgegengebracht wird – in der Gratulationsliste und in den Aufsätzen der Mitarbeiter ist das deutlich erkennbar –, von der vorzüglichen Redaktion der beiden Herausgeber, und schliesslich, und wahrhaftig nicht zuletzt, von der grosszügigen Unterstützung durch staatliche und private Stellen, die erst das Zustandekommen eines so stattlichen Bandes mit seinem ausgesucht schönen Bildteil ermöglichte.

Wir wollen nicht alle einzelnen Aufsätze hier aufführen, aber wir möchten wenigstens auf eine Reihe von ihnen hinweisen, wobei unsere Auswahl keine Wertung dar-

stellen soll. In den meisten Fällen wird schon eine blosse Titelnennung genügen für die Angabe des behandelten Themas. Über «Rudolf Hoferers Nachlass zur Bauernhofforschung» orientiert Theodor Heck. Wir freuen uns, auch einen schweizerischen Mitarbeiter anzutreffen: Christian Rubi, der uns über die (d.h. wohl «seine») «Kulturpflege im Kanton Bern» orientiert. Ausschnitte aus einer noch unveröffentlichten Riehl-Biographie bietet Viktor von Geramb. Eine sehr interessante Arbeit bringt Hanns O. Münsterer «Das Caravacakreuz und seine deutschen Nachbildungen». Besonders erfreulich muss es für einen Vater sein, wenn ihm seine eigene Tochter einen Aufsatz widmet, der dazu noch ein wichtiges Thema der religiösen Volkskunde anschneidet: Gislind Ritz «Hochschichtliches Amulett. Natternzungen-Bäume». Sowohl durch den Aufsatz selber als durch die dargestellten Bilder fällt Torsten Gebhards Arbeit auf: «Christus sucht seine Kleider. Ein Beitrag zur Ikonographie der Passion Christi». Über ein Gnadenbild berichtet Rudolf Kriss: «Die Muttergottes von Bogenberg und ihre Nachbildungen». Weitere Gebiete der religiösen Volkskunde werden behandelt von Josef Dünninger «Maria in arena. Studie zur Geschichte des fränkischen Wallfahrtswesens», Leopold Schmidt «Zur Volksverehrung der hl. Corona in Bayern und Österreich» (die fünf Karten sollen besonders hervorgehoben sein), Karl-S. Kramer: «Die Mirakelbücher der Wallfahrt Grafrath» und Alfred Karasek-Langer: «Neue Formelemente im bayerischen Wallfahrtswesen durch den Zustrom von Heimatvertriebenen». Auf andere Gebiete führen über: Anton Dörrer mit «Beispiele landschaftlicher Maskentypen», Josef Hanika mit «Kegel- und Pyramidenform als brauchtümliche Symbole des Wachstums» und Hans Moser mit einer schönen und ausführlichen Studie «Zur Geschichte der Klöpfelnachtbräuche, ihrer Formen und ihrer Deutungen». Dankbar wird man auch Heinrich Marzell sein für seine Zusammenstellung über «Die ältesten Sammlungen bairischer Pflanzennamen». «Vom Erzählen des Märchens» schreibt Friedrich von der Leyen, der auch auf sein in Bälde zu erwartendes Buch «Die Welt des Märchens» hinweist. Die «Liebesorakel bei Abraham a Sancta Clara» stellt Robert Böck zusammen. Die Inventarien haben in jüngster Zeit vermehrte Beachtung gefunden, so ist es sehr begreiflich, wenn uns Barbara Brückner hinweist auf «Die Traunsteiner Inventarien (1520–1860) als kulturgeschichtliche Quellen». Beiträge über Hinterglasmaler aus Deggendorf und Wallern steuert Josef Blau bei. Irmgard Gierl beschreibt «Altbayerische Wagen» und Oskar v. Zaborsky «Ländliche Werke der Technik» (d.h. Mühlen, Sägewerke und eine Spandrehbank). Wildhaber

Rudolf Böhne, Zum Wortschatz der Mundart des Sárrabus (Südostsardinien). Berlin, Akademie-Verlag, 1950. 159 S.; 30 Abb. 8°. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für Romanische Sprachwissenschaft, 5).

Von Sardinien besitzen wir bereits M. L. Wagners grosses Werk «Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache», das auch dem Volkskundler, vor allem auf sachlichem Gebiete, eine Fülle von Material darbietet. Ein Schüler Wagners hat es nun, auf dessen Anregung hin, unternommen, eine besonders auffällige und eigenartige Einzelmundartlandschaft Sardiniens zu untersuchen: das Sárrabus. Die Gegend besteht aus nur drei Dörfern, die an der Südostspitze der Insel sich befinden; sie sind heute noch mehr oder weniger von der Aussenwelt abgeschlossen. In sehr verdankenswerter Weise hat der Verfasser die gesamten Lebensäusserungen auf sachlichem und rein volkskundlichem Gebiet in ihrem Wortschatz aufgezeichnet. Was er uns vorlegen konnte, ist leider nur etwa ein Drittel der ganzen Arbeit; aus der Reichhaltigkeit schon

[1] SAVk 48 (1952) 123.

dieses Einzelteiles ergibt sich die Wünschbarkeit einer hoffentlich bald möglichen Drucklegung auch des Restes. Die Arbeit ist ähnlich durchgeführt wie die heute noch vorbildlichen Abhandlungen aus der Krüger- und der Jud-Jaberg-Schule; wir können ihr neuerdings noch etwa solche aus der Hotzenköcherle-Schule an die Seite stellen. Sie erschien in einer neuen Reihe, die die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin übernommen und W. v. Wartburg zur Herausgabe übertragen hat. Wartburg ist ja längere Zeit der Leiter des dortigen Instituts für Romanische Sprachwissenschaft gewesen, dessen Betreuung heute wieder in den Händen eines Schweizers liegt: K. Baldingers.

Die Kapitel, die Böhne uns bietet, behandeln die Lebensstufen Geburt, Hochzeit, Tod, das religiöse Leben mit einer Darstellung des Kirchenjahres, gute Bemerkungen zum Aberglauben, vor allem aber – und dafür wissen wir ganz besonderen Dank – eine Darstellung der Dorfhandwerker mit ihren Ausdrücken, Arbeitsweisen und Geräten (wovon viele in Zeichnungen wiedergegeben sind). Das Hauptgewicht ist auf die Schilderung der Viehzucht gelegt; wir erfahren hier eine Menge Einzelheiten über Viehschellen, Lockrufe, Kuhnamen, Fussfesseln, Viehzeichen, Geschirr, Käsebereitung, Schweinezucht und Metzgete, Geflügel- und Bienenzucht. – Der Sprachwissenschaftler wird das beigefügte, ausführliche sardische Wortregister zu schätzen wissen. Wildhaber

Alfred Thierbach, Untersuchungen zur Benennung der Kirchenfeste in den romanischen Sprachen. Berlin, Akademie-Verlag, 1951. 135 S. 8°. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für Romanische Sprachwissenschaft, 6).

Thierbach wendet für seine Untersuchungen möglichst viele Betrachtungsweisen an: die rein sprachliche (Merlo), die sprachgeographisch-historische (J. Jud) und die kirchlich-liturgische (Rheinfelder). Die Kirchenfeste, die von ihm behandelt werden, sind: Epiphanienfest, Vorfastenzeit, Aschermittwoch, Palmsonntag, Karwoche und Osterzeit, Weisser Sonntag, Fronleichnamsfest, Allerheiligen und Allerseelen. Seine Artikel über diese Feste sind gedacht als weiterer, wünschenswerter Beitrag zur Geschichte der Kultsprache in den romanischen Ländern. Er kommt dabei zum Schluss, dass der kirchensprachlichen Normierungstendenz volkssprachliche Neuschöpfungen gegenüberstehen, die ihren Grund in der brauchtümlichen Ausgestaltung der Kirchenfeste haben. Juds Nachweis, dass die Verbreitungsgrenzen einer Reihe vornehmlich inoffizieller kirchensprachlicher Wörter mit Kirchenprovinz- oder Bistumsgrenzen zusammenfallen, findet durch Thierbach erneute Bekräftigung. Diese Bemerkungen allein schon mögen zeigen, dass die vorliegende Arbeit – abgesehen vom Sprachlichen, auf das wir nicht eingehen können – reichlichen Gewinn auch für die Volkskunde der kirchlichen und halbkirchlichen Feste bietet. R. Wh.

Karl Lohmeyer, Die Sagen der Saar von ihren Quellen bis zur Mündung. Saarbrücken, Minerva-Verlag, 1952. 603 S.

Der Herausgeber hat früher schon Sagensammlungen aus dem Saargebiet veröffentlicht. In der vorliegenden Ausgabe bringt er Erweiterungen in verschiedener Hinsicht, vor allem aber darin, dass er diesmal die Sagen aus den Gegenden dem ganzen Flusslauf entlang darbietet, nicht inhaltlich geordnet, sondern für einzelne Gebiete in bunter Folge zusammengefasst. Die Einteilung ist geographisch, was noch durch ein sehr sorgfältiges und detailliertes Ortsverzeichnis besonders herausgestrichen wird. Ein Sachregister zum Auffinden der einzelnen Sagen fehlt leider. Dafür möge als höchst verdankenswert der ausführliche Anhang hervorgehoben werden, in dem

«Quellen und Nachweise» äusserst zuverlässig mitgeteilt werden. Es fällt auf, dass weitaus den grössten Umfang die historischen Sagen in weitestem Sinn ausmachen: eigentliche Sagen, kleine Sagenzüge, blosse Erzählungen von Schlössern und Rittern, von fürstlichen Familien, von Wappen, von unterirdischen Gängen, und selbstverständlich – im Zusammenhang damit – von Schätzen (auch die Sage vom Traum des Schatzes auf der Brücke findet sich). Daneben kommen verhältnismässig häufig Legenden vor, die aber im allgemeinen einen stark buchmässigen Eindruck machen. Interessant sind die recht zahlreichen Sagen, die sich um Steine gruppieren. Mehrfach erscheinen auch der Wilde Jäger, Hexen, Geister und Dorftiere; doch fällt auf, wie zahm und gesittet sich diese Gestalten aufführen, wie jegliches Unheimliche ihnen zu fehlen scheint; es sind behagliche, schier möchte man sagen: biedere Wesen, die hier auftreten. An Einzelheiten sei etwa hingewiesen auf «Heiliwog» (S. 38. 89), Glockenauswühlsage (S. 64), dreibeiniger Hase (S. 183. 377), Mondfanger (S. 414). Einzelne Sagen sind im Dialekt erzählt. Alles in allem: eine sehr verdankenswerte landschaftliche Sammlung. Wildhaber

Hilding Celander, Stjärngossarna, deras visor och julspel. Stockholm 1950. 500 S. mit vielen Abb. 4⁰. (= Nordiska Museets handlingar, 38).

Dass die Sternsinger einer der weihnachtlichen Bräuche sind, an denen die Schweden mit ganzem Herzen hängen, bezeugen die ungefähr 11000 Belege dafür, von denen allerdings die meisten erst aus der Zeit nach 1850 stammen, was irgendwie für das ganze Weihnachtsbrauchtum typisch scheint. Celander führt zunächst die älteren Belege (von ca. 1650–1850) an, um dann, geographisch geordnet, die Angaben aus den letzten hundert Jahren an uns vorüberziehen zu lassen. Darauf geht er auf die eigentliche Entstehungsgeschichte des Brauches in Schweden ein, der sich im wesentlichen als deutscher Ableger nachweisen lässt; er erscheint in den beiden Hauptformen der eigentlichen Dreikönige mit ihrem Lied, aber ohne dramatische Zutaten, und dem Sternsingerspiel mit einem grösseren Repertoire an Personen, hauptsächlich durch Zufügung von Herodes, Judas und anderen. Das Spiel in seiner Gesamtheit tritt nirgends auf; es kommen nur einzelne Szenen in einer grossen Reihe von Zusammenstellungsmöglichkeiten vor. In der modernen Entwicklung zeigt sich dieser Zug der Auflösung, aber zugleich der Neugestaltung, noch stärker: Judas wird zur Clownfigur, der Julbock wird eingeführt, Texte werden zersungen und mit neuen Strophen versehen, Personen verschiedener Herkunft werden gemischt. In anderen Gegenden wird das Sternsingen auf den 26. Dezember, den Stephanstag, übertragen. Celander verfolgt auch die Stellung des Land- und Stadtvolkes, der Bergbauarbeiter und Fischer zum Brauch und fügt so noch höchst interessante soziologische Beobachtungen bei.

Das Buch ist in der Schilderung, den Belegen und dem Bildermaterial eine ganz hervorragende und minutiöse Darstellung eines Brauches in seiner ganzen Entwicklung in einem Lande. Wildhaber

Ausgegeben Dezember 1952

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG., Fischmarkt 1, Basel